

(Nachdruck verboten.)

7) Jakob der Letzte.

Eine Waldbauerngeschichte aus unseren Tagen.
Von Peter Rosegger.

„Nachbar,“ fuhr der Jakob fort und legte seine Hand auf den Tisch hin gegen den Großbauer, „Nachbar, bleib' da! Du gehörst zu uns. Deine Vorfahren sind auf diesem Fleck geboren worden und gestorben, haben ein zufriedenes Leben geführt, sind alt geworden, wie draußen selten einer wird. Mit Geld und Herrnhuld hat sich kein Guldeisner wenden lassen seit die Schirmtannen stehen da draußen vor Deinem Haus. Weit und breit ist dieser Hof bekannt und geachtet als erbgeessen und ehrenfest! Das Guldeisner Blut ist ein frischer Brunnen, draußen thät' es in Sand verriren. Und auch unferthwegen, Franz, verlaß' uns nicht. Viele Verwandtschaft hast in Altenmoos; Leute, die sich bei Dir anlehnen müssen, ihnen bist ein Halt, Dir macht's nichts, Du bist stark. Dir geht's gut, bleib' bei uns. Schau, wir halten alle zusammen, und sollt' Dich auch einmal was Parties treffen — Gott verhö't es! — so sind wir Dir brave Kameraden, wie Du uns bist.“

„Laß das sein, Reuthofer!“ unterbrach ihn der Guldeisner in gleichgültigem Tone.

„Nein, es ist nicht möglich,“ fuhr der Jakob fort, „Du kannst nicht davon gehen, versuch's, Du kannst nicht. Du wirst sehen, wie der Mensch verwachsen ist mit seiner Erden, mit allen Kräutern und Bäumen, die darauf stehen, selbst mit dem Käfer auf dem Grashalm und mit dem Vogel auf dem Wipfel, geschweige mit dem Vieh auf der Weide. Du wirst es sehen! In den besten Jahren, wie Du bist, kannst Du die Arbeit nicht entbehren und die Arbeit Dich nicht. Ohne Arbeit stirbt der Bauersmann ab, glaub' es mir. Wenn Du schon was ändern willst, Guldeisner, eine brave Hausfrau nimm Dir. Du hast die Wahl weikum. Mit lieb Weib und Kind wirst es erst erkennen, was Dein festgrundiger Hof bedeutet. — Franz, versprich es uns! Bleib' daheim!“

Der Großbauer hatte während dieser Worte des Jakob auch das dritte Gläschen Schnaps ausgetrunken. Jetzt stauten sich seine Nasennüstern auf. „Bedank' mich!“ leuchtete er, „keinen Vormund brauch' ich nicht. Ob ich ledig bin oder verheiratet, das geht Dich nichts an, Grabendödl, verdammter! Der Zimmermann, dort hat er das Loch gemacht, dort, dort!“

„Na, na, Guldeisner,“ versetzte der Sepp, während die drei Bauern aufstanden, „brauchst Dich nicht so anzustrengen mit dem Hinauswerfen, wir gehen schon freiwillig. Gute Nacht oder guten Morgen! Wie Du's brauchst.“

So viel hatten sie ausgerichtet, die Bauern beim Guldeisner.

„Verdorben hab ich's,“ sagte der Jakob, als sie aus dem Hause traten, „ich hab ihn zu scharf getroffen.“

„Getroffen oder nicht, es ist ein Stierkopf,“ antwortete der Nodel.

Als sie die begäunte Gasse zwischen Gemüsegarten und Hauswiese hinabgingen, sahen sie ein junges wohluntersetztes Weib, welches beschäftigt war, die zum Bleichen über die Wiese hin aufgespannten Leinwandfächer zusammen zu rollen.

„Auch eine Guldeisnerin,“ murmelte der Sepp, „ob er sie mitnehmen wird in sein Herren-Schloß?“

„Ich denk,“ schnunzelte der Nodel, „die läßt er uns da. Daß doch die Gattung nicht ganz ausgeht in Altenmoos.“

Sie schritten kopfschüttelnd thalwärts. Unten, wo der Weg durch jungen Anwuchs ging, begegnete ihnen der Förster, oder Waldmeister, wie er in der Gegend genannt war. Das war ein großer, stämmiger Mann in Jägertracht und stets mit dem Gewehr auf dem Rücken. Die Gebirgstracht, die er trug, schien aber nicht auf dieser Figur gewachsen zu sein, sie stand nicht ganz zu den manchmal fremdartigen Bewegungen des Mannes. Das Gesicht? Ein schöner rother Vollbart machte alles gut, was etwa die kleinen stechenden Augen und die unförmig lange Nase verdarben. Er war ein Ausländer. Seit wenigen Jahren bei der Herrschaft Rabenberg angestellt, ging er jetzt viel in Angelegenheit des Kampelherrn um, von

dem es hieß, daß er auch die Rabenbergischen Waldungen ankaufen wolle.

„Ob der Guldeisner zu Hause ist!“ fragte er die Bauern mit seiner eigenthümlich scharfen, dabei etwas näselnden Aussprache.

„Nein,“ antwortete der Nodel, „da geht der Waldmeister umsonst hinauf.“

„Will ich lieber umkehren,“ knurrte der Förster und schlug seitab einen Waldsteig ein.

„Warum hast Du ihn angelogen?“ fragte der Jakob seinen Nachbarn.

„Der wäre jetzt schnurgerad' hinaufgegangen und hätte ihm das Gut abgekauft,“ antwortete der Nodel.

„Mit der Lug werden wir's nicht hintertreiben,“ sagte der Jakob. „Schlecht Sach' muß man mit gut Sach' todt-schlagen. Ich denk' aber, er verkauft nicht, 's ist lauter Trug, was er sagt.“

„Und auch Trug, was er thut, Nachbarn, der Guldeisnerhof ist hin.“ Sagte der Nodel.

Bald darauf trennten sich ihre Wege. Der Reuthofer dachte auf dem seinen noch lange vor sich hin: Nein, der Franz ist gecheit, er thut's nicht.

Wie der Jackerl aus Anhänglichkeit daheim bleibt.

Als der Jakob Steinreuter nach Hause kam in seinen Reuthof, funkelten am Himmel schon etliche Sterne, und über den schwarzen Baumzacken des Nothwaldes ging der Mond auf.

An der Hausthür stand der Jackerl.

„Geh' hinein!“ befahl der Vater.

„Nein,“ antwortete der Knabe.

„Alsdann bleib' da stehen so lang' Du willst.“

„Nein!“ knirschte der Knab. „Ich will Schottensturz haben, dann geh' ich fort. Ganz fort. Ich bleib nimmer da!“

„Warum bist Du denn also von Sandeben her heimgegangen?“

„Weil ich's versprochen hab'.“

„Alsdann muß auch ich mein Versprechen halten,“ sagte der Jakob, ergriff mit festem Arm den Jungen und führte ihn in den Moosbarren.

Der Moosbarren war ein Hintergelass des Wirthschaftsgebäudes, eine kleine Kammer, in welcher Stallstreumooß getrocknet und aufbewahrt zu werden pflegte. Es hatte zwei kleine glaslose Fenster und eine feste Bretterthür, die von außen durch ein Kettlein angehängt werden konnte, so daß sie von innen nicht zu öffnen war. Dieser Barren war im Reuthofe das Zuchthaus.

Und da drinnen lag der wilde Jackerl nun wieder auf dem Mooshaufen, wo er schon recht oft gelegen war. Die Thür von innen aufzubrechen, zu einer Fensterlücke hinauszukriechen, ein Fleischbrett zu heben, um unterhalb hinauszukommen, diese unfruchtbareren Versuche waren längst aufgegeben worden. Jetzt lag er rücklings auf dem Moos, ließ den Mond auf sein Gesicht scheinen und war ganz ruhig. Es war ihm ja nichts Neues, im Kriege mit seinem Vater zu unterliegen, und er fand es eigentlich auch in Ordnung so. Er hielt den Vater im ganzen für einen braven Mann, dem man nun eben einmal zu gehorchen hätte, schon aus dem Grunde, weil man der Schwächere ist. Der Jackerl will aber nicht gehorchen, und solchen just am wenigsten, die es scharf von ihm verlangen. Schlecht genug, daß es fast allemal was Vernünftiges ist, was der Vater begehrt. Das jedoch ist nichts Vernünftiges, für alle Ewigkeit im Altenmooser Winkel sitzen bleiben und die Welt ist so weit und ist so schön und hat so viel Geld und Gut! Wir — der Jackerl — sind nun einmal zwölf Jahre alt. Leichter lauft der Mensch sein Lebtag nie, als in diesem Alter, und wenn er da nicht davonlauft, wann soll er's denn thun? — Einstweilen möchten wir einen Schottensturz haben.

„Jackerl!“ rief draußen in der Nacht jemand, es war die Stimme der Schwester Angerl, „da greif' an, wenn Du hungrig bist!“ sie hielt ein Stück Brot zur Fensterlücke herein. „So greif' an, Jackerl!“

„Nein!“ knirschte der Junge.

*) Ein geröstetes Mus mit Käsestoff (Schotten) versetzt.

Das Dirndl hielt immer noch geduldig hinein, weil aber der Jackerl fürchtete, daß sie die Hand doch zurückziehen könnte, nahm er seinen Filzbut und hieb ihn mit aller Gewalt auf die Hand los. Das Brot fiel in der Kammer zu Boden, das Schwefelstein draußen ging schluchzend davon. Der Jackerl hob das Stück Brot auf, als er jedoch ihr Weinen hörte, schleuderte er es wieder in den Winkel. „Ich will Dich nicht! Sie soll still sein! Ich mag sie nicht weinen hören! Ich mag nicht!“ so wimmerte er zornig. Ein gutes Wort wollte er ihr nachrufen, aber statt dessen schrie er zur Luke hinaus: „Du Teufel! Du Teufel!“ und schlug mit den Fäusten auf die Wand los und ächzte vor Wuth.

Durch die Wandfugen strich eine kühle Luft. Der Knabe grub sich in das Moos bis an den Hals und schlief ein.

Am nächsten Morgen kam seine Mutter zur Thür und rief: „Bist schon wach, Jackerl?“

Er war freilich schon wach, gab aber keine Antwort. Mit einem Tone, der voller Güte und Herzinnigkeit war, sagte draußen die Mutter: „Kind, die Suppe steht auf dem Tisch, und Du mußt was Warmes essen. Der Vater laßt Dir sagen, wenn Du brav bist, so darfst Du kommen, wenn Du aber trüzig wärst, so sollt' ich nicht aufmachen. Ich bitte Dich, mein liebes Kind, thu' mir das Leid nicht an, sei wieder ordentlich und folgsam wie Deine Geschwister, wir haben Dich ja lieb und alles ist wieder gut. Geh, komm her, sei gescheit!“

Kein Lebenszeichen im Barren. Jetzt kam ihr die Angst, es möchte dem Knaben etwas widerfahren sein. Sie ging um die Ecke und schaute zur Luke hinein. Dort im Winkel stand er, stampfte jetzt den Boden und rief: „Nein! Nein!“

„So kann ich Dir nicht helfen,“ sagte das Weib, „der Trutz ist noch immer stärker wie Du, den müssen wir so lange anshungern, bis Du ihn unterkriegst. Bleib' drinnen.“ Sie ging davon.

Der Junge fügte sich ins Unvermeidliche. Er sann auf Zeitvertreib. Auf dem Rücken lag er im Moos und hub an, allerlei Liedchen zu trällern, wie er sie von den Knechten gehört hatte. „Si ho! hi ho!“ begann er und:

Tulli ho!
Sollt ma da Huat in Boch,
Tulli ho!
Ih lauf eahn noch, jo noch.
Tulli ho!
Er ist scha weit, viel z'weit,
Tulli ho!
Hon gor la Freud!“

Dann spitzte er die Lippen und pfiß, und bald darauf — der Junge mußte sich in einer recht humoristischen Stimmung befinden — sang er ein anderes Liedl, wovon ihm besonders der letzte Theil anzuklingen schien:

Vormittog buß' ih —
Was buß' ih?
Mei Dirndl in da Schoam (im Geheimen),
Nochmittog bin ih —
Wo bin ih?
Auf'n Tongbod'n daboam.
Aht, wann mih mei Boda
Z'an Koder
In d' Schupfn einspirt,
Tulli, do stic' ih —
Was stic' ih?
Mei Hofn ban Knia.
Und daß ma,
Jo, daß ma
Die Zeit nit long wird.“

Darauf hub er an zu jodeln, bis er heiser war, und sann auf neuen Zeitvertreib. Hink sprang er auf, kletterte an der Wand empor und hüpfte wieder auf das Moos herab; dann stellte er sich auf den Kopf und spreizte die Beine in die Luft. Dann begann er mit Händen und Füßen das Moos aufzumischen, daß die Fegen nach allen Richtungen an die Wand und bis zur Decke flogen. Dann fiel er ins Gestreu, rechte alle Biere von sich und stellte sich tod.

Die Moosbarrenthür blieb von außen angehängt und so lief der Jackerl aus Anhänglichkeit nicht davon.

Der Waldmeister schüttelt den Baum.

In Altenmoos begann sich sachte manches zu ändern. Früher hatten die Bauern im Sommer ihre Heerden — für die auf den eigenen Grundstücken zu wenig Futter wuchs — gegen mäßiges Entgelt auf die Hochweiden der angrenzenden Großgrundbesitzer getrieben, besonders auf die Rabensteiner Almen. Es war altes Herkommen, welches sowohl den Hochweidebesitzern, als auch deren Pächtern, den

Bauern, zu gute kam. Seit einiger Zeit war das abgestellt worden, der Waldkulturen wegen, wie es hieß. Der Oberförster, Oberjäger und Waldmeister Ladislaus war aber zu leidenschaftlich, um lange ein Fehl daraus zu machen, daß den Bauern die Viehweiden nicht der Waldkulturen, sondern der Wildhegung wegen versagt wurden. Man rechnete so: Bekommen die Bauern von uns die Almweiden nicht, so können sie nicht Viehzucht betreiben, wirtschaften ab, müssen uns gut oder übel ihre Gütern verkaufen, und Herr im Lande ist der Hase und der Hirsch, die wieder unserem Vergnügen dienen. Zur Hälfte betreibt man's, zur Hälfte geht's selber. Der Bauer war von jeher ein Feind des Wildes, der Bauer muß ausgerottet werden.

Mit solchen Gedanken und Plänen ging der Ladislaus um. Ging um in der Gegend in Sachen seines „gnädigen Herrn“, des Kämpelherrn, und daß er jehe, was schon reif war zum Abfallen und was noch gefengt und gerüttelt werden mußte.

In denselben Tagen war's, daß er und der Bauer Dreisam zu Altenmoos aneinander geriethen.

Der Waldmeister war mit der Herrschaft Rabenberg käuflich an den Kämpelherrn übergegangen, er hörte seither nur mehr auf den Titel: Herr Oberförster.

Der Dreisam arbeitete an seinem Waldrain, wo er dran war, mit der Haxe den zähen Rasen umzukehren, dem man mit dem Pfluge hier nicht beikamte und der doch auch als Kornacker urbar gemacht werden sollte. Der Dreisam hatte eine große Glaxe, dafür aber einen sehr langen schlackfalten Bart, der schier bis an den Gürtel hinabhing. Damit diejer Bart beim Rasenumgraben nicht hindern konnte, so steckte er ihn am Halse hinter den braunen Brustfleck hinab.

Da kam der Waldmeister gegangen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Ein seltsamer Planet.

Von Leo Brenner,

Direktor der Manora-Sternwarte in Lussinpiccolo (Istrien).

Unter allen Planeten unseres Sonnensystems ist der Uranus entschieden der seltsamste. Während die zwischen ihm und der Sonne liegenden Planeten sitzhaft, wie sich dies für brave Kinder geziemt, dem Beispiele der Mutter Sonne folgen und sich von West nach Ost drehen, macht es dem Uranus Pfäfir, die Richtung Süd-Nord einzuschlagen, wobei er sich aber, um seine Ausgelassenheit so recht zu zeigen, gewissermaßen auf den Kopf gestellt hat.

Die eigenthümliche Rotation des Uranus war zwar auf grund der sonderbaren Bahnen seiner Satelliten längst vermuthet worden, aber zur Gewißheit wurde sie erst durch meine vorjährigen glücklichen Beobachtungen, die überdies zur Entdeckung der Umdrehungszeit jenes Planeten führten.

Wie ich dazu kam, diese zu entdecken, ist bald erzählt. Im Sommer des Vorjahres schrieb mir ein schottischer Amateur, er habe auf dem Uranus zwei schräge Streifen wahrgenommen. Aus Gründen, die zu erörtern hier nicht der Ort ist, war es mir sofort klar, daß seine Beobachtung ein Ding der Unmöglichkeit sein mußte, aber die Anregung zur Uranus-Beobachtung war da, und ich benutzte nun jeden schönen Abend, diesen undankbaren Burschen außs Korn zu nehmen. „Undankbar“ nennen wir nämlich jene Himmelskörper, deren Beobachtung so schwierig ist, daß sie die aufgewandte Zeit und Mühe nicht lohnt.

Anfangs sah ich nichts, als eine kleine, matte, grünlich-blaue Scheibe, die selbst bei 830facher Vergrößerung nicht größer erschien, als eine Oblate von einem Zentimeter Durchmesser, gesehen aus einer Entfernung von 74 Zentimetern!*)

Aus dieser Kleinheit darf der Leser aber durchaus nicht den Schluß ziehen, daß Uranus zu den kleinen Planeten gehört. Zwar kann er sich mit den Riesenkolossen Jupiter und Saturn nicht messen, aber immerhin ist der alte Herr 75 mal größer als unsere Erde, die ja schließlich auch gerade kein Maulwurfsbaufen ist. Seine scheinbare Kleinheit rührt von der bedeutenden Entfernung her, aus der wir ihn sehen. Zur Zeit, als ich ihn beobachtete, war er über 2700 Millionen Kilometer von uns entfernt, so daß also der Orient-Expresszug 4176 Jahre gebraucht hätte, uns hinzubringen. Schneller wären wir natürlich mit der Münchhausen'schen Reisegelegenheit — auf einer Kanonenkugel — nach dem Uranus gelangt, nämlich schon nach 162 Jahren (Der Knall dieses

*) Die Rechnung ist sehr einfach. Der scheinbare Durchmesser des Uranus betrug $\frac{1}{540}$ jenes des Mondes; der Mond aber erscheint

uns mit freiem Auge so groß, wie eine Oblate von 1 cm Durchmesser, gesehen aus 114 cm Entfernung. Folglich zeigt sich der Uranus dem freien Auge wie eine Oblate von 1 cm Durchmesser gesehen aus einer Entfernung von 615,6 Metern. Bei 830facher Vergrößerung bezw. Annäherung verminderte sich also die Entfernung auf 74 cm.

Schusses wäre uns allerdings erst nach weiteren 86 Jahren nachgefolgt; am schnellsten aber wären wir mit dem Lichtstrahl hingekommen: bereits nach $2\frac{1}{2}$ Stunden.

Unter diesen Umständen wird man es begreiflich finden, wenn die Beobachtungen des Uranus bisher sehr unfruchtbar gewesen waren. Zwar hatten sich die besten Beobachter mit den größten Instrumenten an ihm versucht, aber erst den Brüdern Henry in Paris gelang es 1884 mit dem dortigen Riesensfernrohre, auf dem Uranus zwei schräge Streifen zu sehen, ähnlich jenen, welche Jupiter zeigt. Der Direktor der Sternwarte von Nizza, Monsieur Perofin, versicherte vier Jahre später genau dasselbe gesehen zu haben. (Dieser Herr hat nämlich die Schwäche, immer das sehen zu wollen, was andere Beobachter von Auf vorher schon gesehen haben.) Auf der Sid-Sternwarte sahen die dortigen Astronomen mit dem größten Fernrohre der Welt in den Jahren 1890 und 1891 Streifen und Flecke, doch stimmten die Zeichnungen der einzelnen Beobachter nicht untereinander, und eine Bestimmung der Umdrehungszeit war unmöglich.

Seither konnte auf der Scheibe des Uranus nichts mehr wahrgenommen werden. Obendrein wurden die Beobachtungen immer schwieriger, weil einerseits der Planet immer tiefer in die südliche Himmelskugel hinabsank, also in Europa nur in geringer Höhe über dem Horizont beobachtet werden konnte, während er andererseits immer mehr und mehr seinen Nordpol uns zuwandte, die Streifen und Flecke aber hauptsächlich in den Äquatorial-gegenden vorkommen. Deshalb lebte es auch der gefeierte Mailänder Astronom Schiaparelli ab, mit mir parallele Uranus-Beobachtungen zu beginnen. Er schrieb mir, daß er sich nicht die Mühen mit der Beobachtung von an der Grenze der Sichtbarkeit stehenden Flecken ruinieren wolle.

So war ich denn auf eigene Kräfte angewiesen, ließ aber trotzdem den Muth nicht sinken. Aus Erfahrung wußte ich ja, daß ich nur durch eiserne Ausdauer und unausgesetztes Beobachten dahin gelangt war, die äußerst schwachen Flecke auf Saturn, Venus und Merkur in solcher Zahl wahrzunehmen, daß ich ihre Umdrehungszeiten zu bestimmen vermochte. Wenn ich also auch anfangs nichts, oder nur verschwommene, undeutliche Helligkeitsunterschiede sah, so setzte ich meine Beobachtungen doch unverdrossen so lange fort, bis es mir einmal gelang, mehrere Flecke zu sehen, die auf dem oberen linken Rande der Scheibe auftauchten, längst des Randes hinabzogen und unten am Rande verschwanden. Aus den in Zwischenpausen von je einer Stunde aufgenommenen Zeichnungen schloß ich auf eine Rotation von $8-8\frac{1}{4}$ Stunden. Trotzdem legte ich dieser Beobachtung kein allzu großes Gewicht bei.

Als ich jedoch nach Abschluß aller Beobachtungen alle dreizehn Zeichnungen unter einander verglich und nachrechnete, fand ich zu meiner freudigen Ueberraschung, daß unter Zugrundelegung einer Umdrehungszeit von $8\frac{1}{2}$ Stunden alle verlässlichen Zeichnungen unter sich wunderbar stimmten, so daß es für sicher gelten kann, daß sich der Uranus wirklich in ungefähr $8\frac{1}{2}$ Stunden um seine Ase dreht.

Diese Agedrehung ist aber die schnellste bisher bekannte, denn selbst bei Jupiter beträgt sie nahezu 10 Stunden. Uranus kann also auch in dieser Beziehung ein seltsamer Planet genannt werden.

Bei einer so schnellen Umdrehung muß natürlich auch die Abplattung eine ganz bedeutende sein. Zu der That fand Schiaparelli im Jahre 1883 eine solche von $\frac{1}{11}$; doch muß sie in Wirklichkeit viel größer sein, weil selbst damals Uranus nicht so stand, daß man seine Scheibe zwischen den beiden Polen hätte messen können. (Zu eine solche Stellung kommt er leider niemals!) Und gegenwärtig steht er so, daß er uns seine ganzen Nordpolgegenden zugehrt, während sich sein Äquator nahe dem linken Rande befindet.

Aus meinen Beobachtungen ergibt sich ferner, daß die vier Monde des Uranus nicht genau in seiner Äquatorebene kreisen, sondern daß ihre Bahnen zu derselben geneigt sind. Gegenwärtig z. B. beschreiben sie nahezu einen Kreis um den Planeten herum; vor 13 Jahren jedoch hatten ihre Bahnen scheinbar die Form von langgestreckten Ellipsen.

Auch sonst bietet der Uranus viel Seltsames. Im Verhältnis zu seiner Größe ist er z. B. außerordentlich leicht: nur 14 Mal schwerer als unsere Erde, was natürlich auf sehr geringe Dichte hinweist.

Was seine physische Beschaffenheit anbelangt, so ist durch die Spektralanalyse das Vorhandensein einer atmosphärischen Hülle festgestellt, die aber durch ihre Absorptionseigenschaft von der unsrigen abweicht. Sie gleicht mehr jener des Jupiter und des Saturn. Durch sein Spektrum verrät Uranus, daß er Gase besitzt, die sich auf unserer Erde nicht vorfinden. Zu wundern ist das aber nicht; denn nachdem Uranus sich aus jenen Grundstoffen gebildet hat, welche den Äquator unserer Sonne zu der Zeit umgaben, als diese noch bis über die Uranus-Bahn hinausreichte, so ist es auch selbstverständlich, daß der damalige Sonnenäquator Grundstoffe enthielt, die bedeutend leichter gewesen sein müssen, als alle uns heute bekannten. Denn es liegt auf der Hand, daß die schwersten Grundstoffe sich um den Kern der Sonne gruppieren, die leichtesten aber ihre Außenhülle bilden müssen. Folglich dürfen wir uns durchaus nicht über die große Leichtigkeit bzw. geringe Dichte der äußeren Planeten wundern. Gerade das Gegenteil wäre merkwürdig!

Bei dem Umstande, daß Uranus von der Sonne so weit entfernt

ist, versteht es sich von selbst, daß er zu einem Umlaufe sehr lange braucht; denn abgesehen davon, daß seine Bahnlänge eine bedeutend größere sein muß, muß auch seine Bewegung eine äußerst langsame sein. In der That braucht Uranus über 84 Jahre zu einem Umlaufe um die Sonne, und bei der Schnelligkeit seiner Umdrehung, also bei der Kürze seiner Tage, zählt ein Uranus-Jahr nicht weniger als 89 276,8 Uranus-Tage!

Kleines Feuilleton.

— Die Farbe der Eidotter ist bei den von verschiedenen Stellen bezogenen Eiern im gekochten Zustande fast immer verschieden, und diese verschiedene Färbung ist wohl nur auf die verschiedene Beschaffenheit des Futters zurückzuführen. Diese Beobachtung bezieht sich nicht nur auf die Hühnerkeier, sondern kann auch bei den sämmtlichen Eiern unseres Hofgeflügels gemacht werden. Ist z. B. ein Leich von großen überragenden Eichen umgeben, und werden die in das Wasser fallenden Eichen von Enten gegessen, so färbt sich der Eidotter infolge des auf den Eichelgenuß zurückzuführenden Tanningehaltes dunkel, er kann sich sogar beim Genusse von größeren Quantitäten, im gekochten Zustande so intensiv schwarz färben, daß man event. annimmt, das Ei sei verdorben, trotzdem derartige Eier weder an Geschmack, noch an Nährwerth verlieren. Füttert man ausschließlich mit Getreide, Mehl oder Kartoffeln, so bleibt der Eidotter blaßgelb, haben die Enten einen freien Auslauf, sodas ihnen Kerbthiere oder sonstiges mineralisches Futter zur Verfügung steht, so nimmt der Eidotter eine hochgelbe Färbung an. Leben Enten auf salzhaltigen Gewässern und finden dort ausschließlich ihr Futter, so erhält der Dotter eine hochrothe orangefarbige Farbe, welche sich bei dem Eidotter der Seevögel und Straußvögel regelmäßig zeigt. Wenn man die Hühner mit Getreide, Kleie und gekochten Kartoffeln füttert, so ist der Eidotter ebenfalls blaßgelb; will man dagegen orangefarbenen Dotter erzielen, so schaffe man den Hühnern einen freien Auslauf, sodas sie Grüns oder Würmer finden, oder man mische dem Futter etwas Kayenepfeffer zu, wodurch man dieselbe Wirkung erreicht.

— Eisenbahnen gab es im Jahre 1894 auf der ganzen Erde 687 000 Kilometer. Davon fiel nicht weniger als die Hälfte auf Amerika und ein Drittel auf Europa. Das Anlagekapital für diese Bauten beläuft sich auf 144 Milliarden Mark. Am theuersten kommen die Eisenbahnen in England zu stehen. Man bezahlte dort das Kilometer mit 549 000 Mark; in Belgien wurden 320 000 Mark, in Deutschland nur 245 000 Mark dafür ausgegeben. Im Jahre 1880 gab es auf der ganzen Erde 322 Kilometer Bahnen, 1840 8000 Kilometer, 1850 38 000, 1870 207 000, 1880 367 000 und 1890 545 000 Kilometer.

— Fischen mit elektrischem Licht ist jüngst in England versucht worden und hat, wie man der „Tägl. Rundschau“ schreibt, einen überraschenden Erfolg ergeben. Das Fischen bei Lampen- oder Facellicht ist wohl in allen Ländern stellenweise üblich; der englische Versuch bringt aber insofern eine Neuerung, als die Lichtquelle zum Anlocken der Fische sich nicht außerhalb des Wassers, sondern im Wasser befindet. Zu dem Zweck wurde ein Fischerboot mit einer Batterie ausgestattet, die einem Glühlicht von fünf Kerzenstärke den Strom lieferte. Dieses Glühlicht wurde, durch Drahtküllen gehörig geschützt, $7\frac{1}{2}$ Meter tief ins Wasser versenkt, wo es noch einen Umkreis von etwa 50 Metern beleuchtete. Alle Fische, die sich im Bereiche des Lichtschimmers befanden, strebten natürlich sofort der Lichtquelle zu, und in wenigen Augenblicken hatte das Licht ungeheure Mengen von Fischen angelockt, so daß das Ergebnis des Fischzuges überaus reich war; stets waren die Netze überfüllt.

Theater.

In seiner Noth griff das Lessing-Theater am Sonnabend zu den Pariser Hausantoren des Residenz-Theaters und führte einen neuen Schwank „Das Ordensband“ von G. Feydeau und Desvallières auf. Feydeau, der als witzig-zynischer Kopf gilt, hat diesmal ein zahmes Thema angeponnen; und wo Leute seines Schlages keine gepfefferte Schweinerei anbringen können, um das Kind beim rechten Namen zu nennen, gehen ihnen Witz und Keckheit verloren. Ueber die Knopflochschmerzen des Dr. Pagniet, der an keine Mikroskope glauben will, machen sich die Autoren lustig. Sie und da wird ein satirischer Seitenhieb ausgeheilt, aber zahm, sehr zahm! Dr. Pagniet klammert sich an einen jungen Mann, den Reffen des Ministers; der soll ihm das rothe Bändchen der Ehrenlegion verschaffen, dafür erhält der Jüngling die schöne Tochter Pagniet's zur Frau. Ein ehrfamer Kuhhandel. Dr. Pagniet aber hat Pech. Durch Zufall war er von einem Freunde in eine Sozialisten-Versammlung gezogen worden, und mit der Ritterschaft wird es nichts. Der Minister kann dem kompromittirten Pagniet das Bändchen nicht verleihen, als galanter Mann aber dekorirt er Madame Pagniet, die Vorjüngende eines Wohlthätigkeitsvereins. Darauf, das Herr Pagniet irrtümlich dekorirt zu sein meint, während in Wirklichkeit seine Gattin Ritter der Ehrenlegion

*) Nachdem ein sich um einen anderen drehenden Körper nur dann nicht auf diesen fallen oder sich von ihm entfernen kann, wenn sich Anziehungskraft und Fliehkraft völlig gleich sind, so ist die Bewegung eines sich um einen anderen drehenden Körpers desto schneller je näher er zu letzterem steht, und desto langsamer, je weiter er von ihm entfernt ist.

ist, baut sich der düßliche Spaß der Komödie. Zum Schluß werden die Knopflochschmerzen Paginet's dennoch geheilt. — Für die Schauspieler ist in solchen Stücken nicht viel zu holen. Herr Guthery strengte sich an, lustig zu wirken; aber man merkte die Anstrengung.

Auch im Residenz-Theater ist ein französischer Schwank der Firma Gandillot, „die Affociez's“, mit nicht viel größerem Glück gegeben worden, trotzdem Herr Gandillot bei dem alten Rezept bleibt, zwei Männer um eine Frau zu gruppieren, und aus diesem Verhältnis zu dreien die sogenannte Bitanterie herauszuziehen. — Die uniformen Pariser Schwänke der bekanntesten Handlungsfirmer haben in diesem Jahr ihre Wirkung versagt. Trotzdem hat kein Theaterdirektor sich die Mühe genommen, sich um den wirklich literarischen Nachwuchs in Frankreich ernstlich zu bekümmern. Man glaubt nicht, mit wie wenig Wiß und die Theater regiert werden; und da wird so viel Aufhebens davon gemacht, wenn ein Theater seinen Direktor wechselt. Der französische Import! Der Herr Direktor reist nach Paris, amüsiert sich weiblich und kauft die Marktwaare, die ihm der Agent aufdrängt. Und wir daheim hören Wunder von der Umsicht und Thätigkeit des Herrn Direktors. Schachermacher, nichts als Schachermacher!

Im Zentral-Theater hat man einen neuen Vortitel für eine theatralische Revue gefunden. „Ein fideles Abend“ wird das Kunterbunt genant. Solch' Vortitel ist die Hauptsache. Am Sonntag wurde die Revue zum ersten Male aufgeführt. Was an höheren und niederen Künsten in der letzten Zeit an uns vorüberzog, das ist von den Verfassern der Revue ausgeschlachtet worden: vom Kollegen Crampton und dem Rautendelein an bis zum Lingeltangel-Kouplet der jüdischen Posse „Erdlich allein“ und dem Madagaskarspiel des unseligen Schmieredirektors Lumpe, der den „Kaiser Heinrich und sein Geschlecht“ aufführt. Zu parodistischer Bethätigung hätten die Herren Freund und Mannstädt Raum genug gehabt. Aber da ist der parteilose Theaterdirektor, der da meint, die Masse der Besucher „meines Kunstinstituts“ darf nicht mit Geist molestickt werden, und so sorgte der bedächtige und profilkundige Mann dafür, daß die mißigen Einfälle sich nicht vordringlich breit machen. Das Publikum soll seine gewohnten Gassenhauer von der englischen Miß oder „Du ahnst es nicht“ auf dem Theater wiederfinden, über alte Bekannte sich freuen und nicht durch originelle Späße unliebham aufgeführt werden. Auch der Rahmen zur Revue ist solch alter Bekannter. Der böse Kunstkritiker, einer von den Reifern, verfällt auf dem Redaktionsbureau in mühsamlichen Schlaf und Theaterdirektoren, Dichter und eine wirre Folge von theatralischen Szenen erscheinen ihm im Traum. Da klettert Lieutenant Fröhchen mit dem Rautendelein, Kollege Crampton beschließt, Glodengießer zu Breslau in der Stadt zu werden, die fünf Barrillons tanzen vor dem Brunnengeist Nidelmann ihren nächtlichen Reigen, Fröhchen hat die niederlockende, versinkende Glocke mit seiner Leutenantsaufst aufgehalten (es war eine kleine Tischglocke) und so weiter. Wie man sieht, brauchen bei so plattem Alt auch jene Leute, die Hauptmann und Subermann oder den großen Donat Herrnsfeld, den Vater des jüdisch-deutschen Possengeures am Alexanderplatz, nicht kennen, den Kopf sich nicht zu zerbrechen, die Hauptsache bleibt nach wie vor: Die Eroberung der Bühne durch Nachäffung des Lingeltangels. Und doch wird man auch in dieser Revue an die ältere Berliner Posse gemahnt, wenn Thomas austritt und Dr. Pöschke, der geschwähige Barbier, und die Vorlesung bei der Hausmeisterin wieder lebendig werden.

— Im Belle-Alliance-Theater ist nunmehr gleichfalls die Sensationsgeschichte Tribby dramatisiert worden. Wir haben den Inhalt des überseeischen Romans gelegentlich der im Thalia-Theater erfolgten ersten Aufführung eines nach ihm hergerichteten Bühnenwerkes kurz angedeutet und können uns daher für heute mit der Mittheilung begnügen, daß der neue Bearbeiter, Richard Mark, die Sache ziemlich seriös genommen hat und einzig auf die Hervorkehrung des Sensationellen erpicht war. Den Hypnotiseur gab Herr Julius Tirt sehr geschickt, die Sängerin Tribby wurde von Fräulein Wolff ein wenig matt dargestellt. —

— „Menschenfresser“, das polizeilich verboten gewesene Schauspiel in 4 Akten von Max Wieland, ist nunmehr für das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater freigegeben worden. Die Aufführung des Stückes ist für Donnerstag, den 11. d. M. angesetzt. —

Medizinisches.

— In der Pariser Academie des Sciences wurde kürzlich von Potain und Serbanesco auf die Bedeutung der Röntgenstrahlen zur Diagnose von Gichtkrankungen hingewiesen. Da sich harnsaure Salze für die Strahlen sehr durchgängig erwiesen (achtmal mehr als die normalen Knochen salze), zeigten sich bei Durchleuchtung an den durch Einlagerung von harnsauren Salzen verunstalteten Gliedern helle Flecke; diese sind bei normalen Knochen oder bei den durch chronischen Gelenkrheumatismus, wenn auch noch so hochgradig verdickten, nicht wahrzunehmen. Die in manchen Fällen recht schwierige Unterscheidung zwischen Gicht und Rheumatismus würde also auf die erwähnte Weise leicht möglich sein. —

Geographisches.

— Ein neuer bisher unbekannter Wasserfall, der seiner Ausdehnung nach wohl zu den größten der Erde zu rechnen sein wird, ist vor kurzem in Venezuela entdeckt worden. Der „Scientific American“ bringt darüber einen Brief von einem der Entdecker, die im Auftrage der Orinoco Company die Umgebung der Ufer dieses Flusses erforschten. Am 15. Oktober 1896 hörten die Reisenden, die auf schwierigen und unzugänglichen Pfaden in das Gebiet der Imataca-Berge vorzudringen beschäftigt waren, ein Geräusch, das sie zuerst für fernes, lang anhaltendes Donner hielten; nach einigen Stunden angestrengten Marsches in der Richtung des Schalles befanden sie sich an einem Wasserfall von außerordentlichem Umfange. Der Fluß bricht in diagonalen Richtung durch eine senkrechte Felswand von ungefähr 500 Meter Höhe, theilt sich in mehrere Arme, die ihrerseits wieder sich in zahllose Staubbäche von phantastischen Formen auflösen, und verändert im Falle seine Richtung derart, daß er nach seiner Wiedervereinigung am Fuße des Felsens fast in entgegengesetzter Richtung von der bisher eingehaltenen weiter fließt. Die Entdecker brachten es fertig, an Schlingpflanzen und Gestrüpp bis auf etwa ein Drittel der Höhe des Felsens hinauf zu klettern; doch es gelang ihnen nicht, die Spitze zu erreichen und festzustellen, wo der Wasserfall seinen Ursprung nahm. —

Humoristisches.

— Aus dem „Kollwagenbüchlein“. Zu Poppenried wohnte ein Mönch, der die Pfarre; daselbst sollte versehen. Er hatte eine überaus grobe Stimme; wenn er auf der Kanzel stand, so meinte, wer ihn vormalig nicht gehört hatte, er wäre von Sinnen gekommen. Eines Tages vollführte er wieder ein solch jämmerlich Geschrei. Da war eine gute, alte Wittfrau in der Kirche, die schlug beide Hände heftig zusammen und weinte gar bitterlich; das nahm der Mönch gar eben wahr. Als nun die Predigt ansang, der Mönch zu der Frau sprach, was sie zu solcher Andacht bewegt hätte. „O lieber Herr,“ sagte sie, „mein lieber Hauswirth selig, als er aus dieser Zeit scheiden wollte, wußte er wohl, daß er mit seinen Verwandten sein nachgelassen Hab' und Gut theilen mußte; darum begabte er mich im voraus mit einem hübschen, jungen Esel. Nun dauerte es nicht sehr lange nach meines Mannes seligen Tode, daß der Esel mir auch starb. Als Ihr nun heute morgen also mit einer großen und starken Stimme auf der Kanzel anfangen zu schreien, gemahnet Ihr mich an meinen lieben Esel; der hatte auch solche Stimme wie Ihr.“ —

Vermischtes vom Tage.

— In Köln stehen die am Rhein gelegenen Straßen der unteren Stadttheile unter Wasser. —

— Während über Mitteleuropa ein Schnee- und Eismantel gespreitet ist, hat an der Adria der Frühling bereits seinen Einzug gehalten. Bei Stadista blühen schon Veilchen und Fingerkraut im Freien. —

— In Bayern werden demnächst die Führer einzelner Schnell- und Personenzüge mit tragbaren Telephon-Apparaten ausgerüstet. Hiernach wird ermöglicht, bei plötzlichen Hindernissen, wie Schneeverwehungen, Maschinenschäden, Zusammenstoßen, Unglücksfällen auf freier Strecke von jedem beliebigen Punkte aus durch Anschluß an die Streckenleitungen telephonische Meldungen an die Stationen der Linie zwecks Entsendung von Hilfszügen und Hilfsmannschaften gelangen zu lassen. —

— Etwas dunkel. In einem Gerichtssaalbericht heißt es: „Nachdem der Kuh die Schelle abgenommen war, wurde sie an den Hörnern mittels Strick, ohne an eine Zahlung zu denken, nach Hause getrieben, wo das Diebespaar unbeanstandet und gut ankam.“ —

— Dreitausend Zeugen sind für einen Strafprozeß namhaft gemacht worden, der im April in Wien zur Verhandlung kommen wird. Es handelt sich um Ratenbrief-Schwindelereien. —

— 550 000 Gulden verlangt der ungarische Handelsminister vom Parlament zur Deckung des Fehlbetrages, den die Budapester Millenniums-Ausstellung ergeben hat. —

— Auf einem Mastenballe in Haarlem (Holland) brach Feuer aus. Zwei Frauen kamen in den Flammen um. —

— Russische Silberrubel sind in der letzten Zeit massenhaft in die deutschen Grenzbezirke eingeführt und an Stelle von Thalerstücken in Zahlung gegeben worden. Der Silberrubel gilt augenblicklich 2,17 M. —

— Von der Pest. Nach einem Bericht des Chefs des transkaspischen Gebietes aus Taschkent herrscht in Kandahar die Pest. Längst des Amu-darja ist ein Ueberwachungsordon eingerichtet worden. —

— In London ist ein großer Möbelspeicher niedergebrannt. Der Schaden wird auf zirka 2 Millionen Mark geschätzt. —

c. e. Eine neue Krankheit ist von Dr. Mc. Grew in Allegheny (Vereinigte Staaten) entdeckt worden. Die Krankheit, die in ähnlicher Weise wie das Nervenfieber und die Grippe auftritt, wird durch das in den meisten Fällen unbeachtet gelassene Ausströmen von Leuchtgas aus schadhaft gewordenen Gasleitungen verursacht. Dr. Mc Grew, welcher der von ihm entdeckten Krankheit den Namen „Ekuvium Anaemia“ gegeben, ist zu der Ueberzeugung gekommen, daß tausende von Personen in größeren Städten die Opfer chronischer Gasvergiftung sind, ohne daß sie eine Ahnung von der Ursache ihrer Krankheit haben. —